Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber: Schweizer Heimatschutz
Band: 12 (1917)
Heft: 8: Über Städtebau : vom obern Baselbiet

Artikel: Die Erneuerung der alten Städte
Autor: Bernoulli, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-171702

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HEIMATSCHUTZ

Zeitschrift der «Schweizer. Vereinigung für Heimatschutz»

HEFT No. 8 AUGUST 1917 | BULLETIN DE LA «LIGUE POUR LA CONSERVATION DE LA SUISSE PITTORESQUE» | JAHRGANG XII

Nachdruck der Artikel und Mitteilungen *bei deutlicher Quellenangabe* erwünscht | La reproduction des articles et communiqués *avec indication de la provenance* est désirée

DIE ERNEUERUNG DER ALTEN STÄDTE.

Von *Architekt Hans Bernoulli.*

Nach dem Vortrag, gehalten zu Basel, an der Jahresversammlung 1917 der Schweiz. Vereinigung für Heimatschutz.

Mit Sorge sieht der Kunstfreund, wie von dem Kunstgut unserer alten Städte Haus um Haus abbröckelt, wie der schöne Bestand, den unsere Generation noch übernommen, nur entstellt und vermindert der nächsten Generation übergeben werden kann. Wohl kann da und dort eingegriffen, einem oder dem andern Bau sein Leben länger gefristet werden, doch scheint im ganzen das Schicksal unserer alten Städte besiegelt zu sein; die alten Häuser werden allmählich durch eine moderne Bebauung erstickt, ersetzt, aufgesogen. So wird der Kunstfreund in eine gegensätzliche Stellung gedrängt zum Architekten von heute, und alles scheint darauf hinzudeuten, dass diese Gegnerschaft in den nächsten Jahren sich auswachsen wird zu einer heftigen, unversöhnlichen Feindschaft. Dieser Gegensatz kann nicht von Gutem sein, und man wird sich fragen müssen, ob er nur in einer unglücklichen Konstellation oder ob er in der Natur der Dinge begründet liegt.

Wenn man nach dem Begriff der „alten Stadt" frägt, deren Bestand geschützt werden soll, so wird man darin meistens den Bestand einer Stadt meinen, wie er in den Jahren 1800, 1810 sich dargestellt hat. Eine fünfzigjährige Periode fast vollständigen Stillstandes aller Bautätigkeit trennt unsere Zeit von jener alten Stadt, die nun in unsere Empfindung übergegangen ist als ein abgeschlossenes Ganzes. Dieser Begriff aber ist durchaus trügerisch, der alte Bestand ist nichts weniger als ein abgeschlossenes Ganzes, er ist vielmehr recht eigentlich das Resultat steter Wandlungen.

Schon das Mittelalter, das unsere Städte gebaut hat, beunruhigt und verschiebt deren Bild durch fortwährende Erweiterungen. Kleinere Städte wie Winterthur, Biel, Neuenburg haben zwei- bis dreimal ihren Mauerring hinausgeschoben, um neu entstehenden Quartieren Raum zu geben. Zürich, Bern, Basel haben trotz ihrem grösseren Umfange noch im Mittelalter bis zu vier und fünf Erweiterungen durchgemacht, und diese Erweiterungen mussten jedesmal das Stadtbild verändern und eine vollständige Umwertung des alten Bestandes herbeiführen.

Als die ausserordentliche Stärke des letzten Mauerringes ein ferneres Erweitern verbot, musste für den Zuwachs an Bevölkerung anders Raum geschaffen werden: Man erweiterte die Stadt nach oben, indem man die Häuser durch Aufbauten von zwei, drei Geschossen vergrösserte. In Genf und Zürich sind diese mehrfach überhöhten Häuser zum eigentlichen Charakteristikum der Altstadt geworden. Dieses Überhöhen der Gebäude musste das ursprüngliche Haus wie das Bild der ganzen Strasse verzerren und entstellen.

Mehr noch als durch diese Aufbauten ist durch das Auswechseln der Häuser die alte Stadt getroffen worden. In erster Linie musste der Holzbau dem Steinbau weichen: die grossen Brände, die in der Geschichte unserer mittelalterlichen Städte immer wiederkehren, mussten zu einer vollständigen Auswechslung des alten Bestandes führen. Bern zum Beispiel hat im Jahre 1405 nach einem grossen Stadtbrand das Errichten von Holzbauten glatt untersagt und dem Auswechseln der alten Häuser durch massive Neubauten allen möglichen Vorschub geleistet. In der verhältnismässig kurzen Zeit von zweihundert Jahren ist so fast der ganze Bestand unserer alten Städte ausgewechselt worden.

In vielen Städten musste auch der ursprüngliche Haustypus verlassen werden. Das Einfamilienhaus wurde durch das Miethaus ersetzt, um der starken Vermehrung der Bevölkerung Rechnung zu tragen. So hatte die Einwohnerschaft von Genf sich in den Jahren 1600—1800 innerhalb dem festgeschlossenen Mauerring mehr als verdoppelt. In Strassburg hat sich die Bevölkerung in den Jahren 1580—1866 von 25,000 auf 84,000 Einwohner vermehrt, ohne dass eine Erweiterung des Mauerrings möglich gewesen war. So schoben sich, vorab in den westschweizerischen Städten, zwischen die schmalen, mittelalterlichen Einfamilienhäuser gross angelegte Miethausbauten, wiederum den Charakter ganzer Quartiere bestimmend.

Einer der mächtigsten Faktoren in der Erneuerung der Stadt war aber die Baulust zu Zeiten der grossen wirtschaftlichen und politischen Entwicklung. Nicht das Bedürfnis allein, sondern vielmehr die Freude an der stilistischen Erneuerung der Stadt war die eigentliche Triebkraft. Die Erbauung der Geltenzunft und des Spiesshofes zum Beispiel in einer Stadt, die sich eben erst vom Holzbau zum Steinbau durchgemausert hatte, lässt sich nur in der freudigen Hingabe an die Kunst der neuen Zeit erklären. Das achtzehnte Jahrhundert vollends hat weit über das wirtschaftliche Bedürfnis hinaus auf die Erneuerung der Städte gedrängt. Wie oft sind zwei, drei mittelalterliche Bauten durch Anlegen von Türen in den Giebelmauern notdürftig zu einem grossen Haus vereinigt worden, das nun eine mächtige Fassade erhalten musste. Wie oft ist vor dem alten Bau überhaupt nur eine moderne Fassade erstellt worden. So ist das Bern des achtzehnten Jahrhunderts entstanden. Strassburg hat allein in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von seinen 3600 Häusern 1550 neu erbaut oder wenigstens durch Neuaufbau der Fassade der stilistischen Erneuerung der Stadt gedient, trotzdem die Blondelschen

Erweiterungspläne, von denen noch Goethe in Wahrheit und Dichtung berichtete, zum kleinsten Teile durchgeführt worden sind.

Nach der grossen Bautätigkeit der voraufgehenden Jahrzehnte konnte der danach folgende Klassizismus eine weitere bauliche Erneuerung unmöglich durchführen. So mussten andere Mittel dazu dienen, die Erneuerung der Stadt im Stile der Zeit — nach wie vor das Ideal — herbeizuführen. Was noch von Fachwerkbauten übrig war, wurde verputzt, ganze Häuserzeilen wurden mit grauer oder weisser Ölfarbe angestrichen, und so gelang es den wenigen klassizistischen Bauten, das Strassenbild zu bestimmen. Die St. Albanvorstadt gibt noch heute ein ziemlich getreues Bild der damaligen Erneuerung.

Die auf konstruktive oder stilistische Erneuerung abzielenden Bewegungen haben sich nicht gleichmässig durchzusetzen vermocht. Ihre Stosskraft war eine durchaus ungleiche. So vermochte die Architektur des achtzehnten Jahrhunderts in Basel nicht über einige Ansätze hinaus vorzudringen, während sie in Neuenburg einzelne Strassen, in Bern die ganze Stadt beherrschte. Freiburg ist im Übergang vom Mittelalter zur Renaissance stecken geblieben, während Solothurn in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter Führung eines italienischen Meisters eine prachtvolle, wenn auch durchaus nicht bodenständige Erneuerung erfahren hat.

So ist die „alte Stadt" das Ergebnis eines Erneuerungsprozesses, und diese Erneuerung bedeutet nicht mehr und nicht weniger als das Lebenselement ihrer baulichen Entwicklung, ihres Charakters und ihrer besonderen Schönheit.

Nun scheint mit dem Datum 1810 das schönheitsspendende Prinzip der Erneuerung in sein Gegenteil verkehrt zu sein: Vordem stellte jeder Neubau eine Bereicherung dar, heute muss ein Neubau in der alten Stadt stets die Verringerung alten Kulturguts bedeuten.

Soweit wir das heute übersehen können, sind es zwei Ursachen, die zu so verhängnisvollen Folgen geführt haben. Seit 1810 hat man sich bis heute nicht mehr über die Ziele der Architektur und damit über den Charakter der Erneuerung der Stadt verständigen können. Seitdem die Romantik die mittelalterliche Bauweise wieder eingeführt hatte, haben mittelalterliche Kunst und die von der Antike abgeleiteten Stile sich in wechselvollem Streit befehdet bis auf den heutigen Tag. Privathäuser wie öffentliche Bauten huldigen bald diesem, bald jenem Stilprinzip. So stehen sich in Basel gegenüber die Bahnpost und die Hauptpost, die Heiliggeistkirche und die Josefskirche, der Badische Bahnhof und der Bundesbahnhof. Es sind aber nicht nur stilistische Unterschiede, die sich in diesen Bauten verkörpern, es streiten zwei von Grund auf verschiedene Prinzipien gegeneinander. So stellt die mittelalterliche Bauweise im wesentlichen auf die schöne Durchbildung der aus dem Bauproblem sich ergebenden Konstruktionen ab, den Gesamteindruck einem günstigen Zufall überlassend; umgekehrt geht die an die Antike sich anlehnende Bauweise vom klaren Aufbau der Gesamtanlage aus. Ihre Bauten, ob

dies nun Häuser, Strassen oder Plätze sind — bedingen durchaus ein planmässiges Vorgehen, weil die von der Antike abgeleiteten modernen Stile etwas Unduldsames an sich haben. Sie drängen zu horizontalen Gliederungen, die womöglich nicht von Haus zu Haus absetzen; es sei an die Rue du Pommier in Neuenburg erinnert, an das weisse und blaue Haus in Basel. Sie drängen der Gesamtwirkung zuliebe nach Einheit des Materials; man denke an die gleichmässig durchgeführten Quaderfronten von Bern. Sie drängen nach grösseren Zusammenhängen über das Einzelhaus hinaus — ein besonders schönes Beispiel die Bauten über der Place Neuve in Genf.

Ist so einerseits ein klares Ziel der Erneuerung nicht vorhanden, so sind andererseits auch die Mittel den Händen derer entglitten, die die Erneuerung der Stadt durchführen sollten. Der Architekt von heute hat nur noch die offenen Maschen eines Netzes mit Häusern auszufüllen, die Strassen mit ihren Ausweitungen oder Verengerungen sind längst vom Tiefbauamt festgelegt, auch das Längenprofil und das so wichtige Querprofil der Strasse sind bestimmt. Die Führung der Randsteine, Material und Verlegungsart der Strassenpflästerung, Mittel, die z. B. Italien in hohem Masse dem künstlerischen Eindruck seiner Strassen und Plätze dienstbar zu machen wusste, werden heute als rein technische Angelegenheiten behandelt. Es kommt die Polizei und stellt ihre Verbottafeln auf, die Telephonverwaltung bringt ihre Masten, das Elektrizitätswerk und das Gaswerk bringen ihre Beleuchtungskörper auf eine ihnen gutscheinende Art an. Die Strassenbahnverwaltung kommt mit ihren Geleisen, Stangen und Wartehäuschen, die Stadtgärtnerei verschönert auf eigene Faust die Brunnen und Denkmäler, und wenn dann noch ein Plätzchen übrig geblieben ist, so wird es vom Ministerium des Innern an eine Sodawasserbude verpachtet.

Die Architektur ist auf die Hausfronten beschränkt, der Strassenraum ist ein Gebiet, wo rein technische Überlegungen die einzige Rolle spielen.

Die für die Durchbildung des Strassenraums so kostbaren Mittel, wie Kandelaber, Pflästerung, Haltestellen, selbst Brunnen und Bepflanzung werden achtlos verschleudert. Ein dunkles Gefühl, dass das Praktische immer schön sein müsse, lässt den Praktiker gewähren, und eine gläubige Einfalt hofft, dass der Zufall, die gütige Fee des mittelalterlichen Städtewesens, das planlose Wesen, wenn nicht zu einem harmonischen, so doch zu einem „malerischen" Gesamtbild erheben werde.

Von der Einigung der Architektenschaft auf ein gemeinsames Stilprinzip sind wir, wie es scheint, nicht mehr allzuweit entfernt. Doch wird es noch grosser Anstrengung bedürfen, um auch die Mittel zur Gestaltung der Strassen der künstlerischen Überlegung zurückzugewinnen. Ist das erreicht, so wird es möglich sein, dass die moderne Erneuerung das schöne Werk der früheren Erneuerung aufnimmt.

Wie man sich ein solches planmässiges Vorgehen vorzustellen hat, wird am ehesten aus einem Beispiel hervorgehen. Basel hat vielleicht als einzige Stadt der Welt eine Universität, die einzig von der Stadt selbst erhalten wird. Es war eine

Aufgabe besonderer Art, dieser Stadtuniversität ein Gebäude zu erstellen; ein Komplex von Bauten, im einzelnen vielleicht von äusserster Einfachheit, aber in ihrem Zusammenhang, in ihrem Verhältnis untereinander, mit ihren Hallen, Höfen und Gärten zu einer grossen eindrucksvollen Einheit sich erhebend. Die grosse Idee der Universität hat einen solch grossen baulichen Ausdruck nicht gefunden, ihre Bauten stehen verzettelt da, vom Petersgraben zum St. Johannstor.

Eine Aufgabe ganz anderer Art war in der Neugestaltung des Marktplatzes gegeben. An die Stelle der alten Schol sollte eine Markthalle treten. Durch Volksabstimmung ist das Projekt gefallen, das berufen gewesen wäre, den entsetzlichen bestehenden Platzabschluss gegen die Marktgasse mit Anstand zu decken. Ein weiterer Versuch, des neuen Platzes Herr zu werden durch eine gleichmässige Fassadenausbildung der dem Rathaus gegenüberliegenden Front, ist trotz Geltenzunft und Stadthaus in mittelalterlicher Art durchgeführt worden. Damit war die Durchschlagskraft der guten Idee von vornherein gelähmt. Die Platzfläche selbst ist wie üblich den verschiedenen technischen Gewalten preisgegeben worden, obwohl auch hiefür im Ratschlag der Rathauserweiterung ein schöner Vorschlag enthalten war.

Der Barfüsserplatz, wie er sich heute darbietet, ist eine Art Sammlung von verpassten Gelegenheiten. Das aussergewöhnlich ungünstige Verhältnis der beiden Hauptbauten, Barfüsserkirche und Kasino, konnte nur durch eine planmässig vorbereitete Erneuerung der übrigen Platzwände ausgeglichen werden. Und solche baulichen Veränderungen sind eine ganze Reihe vorgenommen worden: die Falknerstrasse wurde neu in den Platz eingeführt; es entstand der wichtige Bau der Zentralhallen; die Strassenbahn ist in den Platz eingefügt worden und hat neben verschiedenen Veränderungen zur Erbauung des Stationsgebäudes geführt; mit der Renovation der Barfüsserkirche wurde der Platzbeschluss zwischen der Westfront der Kirche und dem Kasino festgelegt; der Musiksaal erhielt einen Garderobeanbau; das Kasino behilft sich Jahr für Jahr mit einem recht provinzial anmutenden Terrassenanbau; in der Westfront des Platzes sind verschiedene Bauten ausgewechselt worden: alle diese Gelegenheiten sind unbenützt verstrichen.

Der Platz an der Heuwage zeigt umgekehrt die glücklichsten natürlichen Dispositionen. Ein doppelter Eingang zur Altstadt, kräftig überhöht von zwei übergrünten Schanzen; zwei gleichmässig ansteigende Grabenstrassen; zwischen den beiden von aussen heranführenden Strassen ein Park mit einem Flusslauf — das sind Verhältnisse, die im Laufe der Zeit zu einer sehr schönen Bildung heranwachsen können, wenn anders nach einer bestimmten Generalidee verfahren wird. Der jetzige Zustand muss als eigentlicher Rohbau angesprochen werden. Eine zukünftige Durchbildung brauchte sich nicht zu schämen vor der Erinnerung an die prachtvolle Einführung des Birsigs in das mittelalterliche Wehrsystem, die an dieser Stelle gestanden.

Das arg vernachlässigte Kleinbasel soll in den nächsten Jahren durch Verbreiterung seiner Hauptzugangstrasse, der Greifengasse, getröstet werden. Da es sich

nur um eine Strassenverbreiterung handelt, besteht das ganze Projekt aus zwei roten Linien, welche die Abstände der zukünftigen Strassenfronten markieren. Man kann aber auch in dieser einfachen Aufgabe eine Aufgabe sehen, die über die technischen Bedingungen hinaus nach einer künstlerischen Lösung verlangt. Die Strasse ist trotz ihrer geringen Länge für die ganze rechtsufrige Stadt seit ihrer Gründung die wichtigste Strasse gewesen und wird es vermutlich auf lange Zeit hinaus auch bleiben. Das Verhältnis zum jüngeren Stadtteil und zur Brücke erinnern durchaus an die Brückenstrasse von Dresden-Neustadt, eine Situation, die dort durch Longuelune eine meisterliche Lösung erfahren hat. Die Gefahr, dass durch eine Verbreiterung der Gasse einfach die Klarastrasse in ihrer erschreckenden Öde bis an den Rhein verlängert wird, ist zu gross, als dass man nicht alles anwenden sollte zur künstlerischen Lösung dieser Schwierigkeit.

Die Erneuerung der Städte hatte sich in früherer Zeit als das eigentliche aufbauende Prinzip erwiesen. Es muss möglich sein, auch in Zukunft durch ein Erneuern und Verjüngen unsere Städte lebendig zu erhalten und schön zugleich.

VOM OBERN BASELBIET.

Von *J. Horand,* Sissach.

Wenn wir in Nachfolgendem, an Hand von einigen Beispielen, Typen des Bauern- und Bürgerhauses vom obern Baselbiet dem Leser vor Augen führen wollen, so ist es uns nicht darum zu tun, die verhältnismässige Unberührtheit des Baselbieter Bauernhauses vor fremden Einflüssen baulichen Charakters darzustellen, sondern, im Gegenteil, das Interesse an den teilweise einfachen Nutzbauten des Bauern zu wecken und sein dem Dorfbild angepasstes Haus vor baulichen Verunstaltungen zu wahren, um so die Weiterentwicklung der eigenen, heimischen Bauweise zu fördern.

Das Bauernhaus allein hat das Verdienst, sich den im Laufe der Zeiten herrschenden Stilwandlungen wenig unterworfen zu haben. Nicht dass es nicht verstanden hätte aus den jeweiligen Kunstperioden Nutzen zu ziehen, im Gegenteil, es hat gewusst sich nur das anzueignen, was seinem Zwecke entsprach und sich auf diese Weise einer unabhängigen Weiterentwicklung erfreut. Die bessern Verkehrsmöglichkeiten indes, die die Eisenbahnen um die Mitte des letzten Jahrhunderts für unsere Täler schafften, brachten neben manchem Erfreulichen auch manches, was lieber weggeblieben wäre, namentlich auf dem Gebiete der Baukunst. Der Maurermeister, dem es meistens an tüchtiger Schulung für seinen Beruf fehlte, baute nicht mehr wie die Alten auf der durch langjährige Erfahrung gebildeten Grundlage weiter und suchte die neuen Bedürfnisse dem Überlieferten harmonisch anzugliedern, sondern holte seine Kenntnisse aus billigen Vorlagewerken, die gar nicht den heimischen Bedürfnissen entsprangen. Diese unselige Bauperiode,